

Dr. Wilhelm Carlblom (1820 – 1875)
General-Superintendent des Moskauer Konsistorialbezirks 1864-1875

Eine familiengeschichtliche Studie

Schon lange wollte ich den Friedhof in der Deutschen Sloboda, den Wwedenskoe Friedhof in Moskau besuchen, über den ich in dem „Neuen Leben“ (18.7.1990) und in der „Freundschaft“ (29.11.1989) gelesen hatte. Natürlich kannte ich in groben Zügen die Geschichte der deutschen Bevölkerungsgruppe in der Stadt, auch ihr wechselvolles Schicksal. Die direkte Anregung, nun endlich den Deutschen Friedhof aufzusuchen, erhielt ich im September 1989 jedoch von anderer Seite: Gelesen hatte ich, daß hier auch der General-Superintendent von Moskau, August Jürgenssen (1830-1887), vor mehr als 100 Jahren seine letzte Ruhe fand, und ich meinte, hier vielleicht auch Spuren meiner Vorfahren zu finden, die, nach den Unterlagen in meinem Archiv zu Hause, um die Mitte des 19. Jahrhundert in der evangelisch-lutherischen Gemeinde Moskaus und darüber hinaus tätig gewesen waren. Die neue Rubrik im „Neuen Leben“, die sich mit historischen Aspekten der Glaubensgemeinschaften in Rußland befassen will und auch Kenntnisse über die Geschichte der Religion überhaupt vermittelt, gab den letzten Anstoß zu dem Besuch auf dem Friedhof und zu der Suche nach dem Grab von Wilhelm Carlblom, dem Vorgänger von August Jürgenssen im Amt des General-Superintendenten von Moskau, einem Vorfahre unserer Familie.

In den Septembertagen 1990, als ich in Moskau weilte, hatte ich außerdem Gelegenheit, eine Versammlung der Moskauer Organisation der „Wiedergeburt“ zu besuchen, man hatte uns, zwei Vertreter des in Berlin arbeitenden „Kuratoriums zur kulturellen Unterstützung deutscher Minderheiten im Ausland e.V.“ eingeladen. Auf dieser Zusammenkunft sprach auch der für die evangelischen Gemeinden in Moskau und Leningrad zuständige Pastor. Mit bitteren Worten schilderte er die Sorge der Kirchenleitung um die Ausbildung von jungen evangelischen Pastoren und er beklagte, daß die Gemeinden seiner Kirche noch immer um gottesdienstliche Nutzung ihrer Kirchengebäude hart ringen müssen – besonders kritisch ist ja der Zustand der St. Petri-Gemeinde in Leningrad und die noch immer andauernde kulturhistorisch barbarische Zweckentfremdung der St. Petri-Kirche dort. Was ist aus der ehemals gewichtigen evangelisch-lutherischen Gemeinde in den beiden Hauptstädten des Landes geworden, dachte ich, als ich unter den vielen streitbaren Mitgliedern der „Wiedergeburt“ saß. Es drängte sich die Frage auf: Ist den Verantwortlichen in Leningrad und überhaupt in der Öffentlichkeit eigentlich bekannt, welche Stellung die evangelisch-lutherischen Gemeinden nicht nur in den Zentren des Landes, in St. Petersburg und Moskau, sondern in der geistig-kulturellen Geschichte des Zarenreiches, also bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts, eingenommen. Welchen Anteil tief religiöse Menschen auch aus diesen Gemeinden – in der Mehrzahl waren es Deutsche – am wissenschaftlichen und künstlerischen Leben des Landes, an Wirtschaft und Handel hatten? Heute stellte es sich mir in bedrückendem Maße so dar – und dies nach vielen Besuchen im Lande –, daß kaum noch Kenntnisse von der inneren Struktur, den ethischen Maßstäben, von Glaubensgewohnheiten und Lebensidealen dieser Kreise überliefert und vermittelt worden ist. Dabei ist es, so denke ich, wichtig, alles, was noch nicht ganz verloren ist, aufzubewahren, alles festzuhalten, was in der heutigen Zeit uns helfen kann, die Geschichte der deutschen Bevölkerung in Rußland und dann in der UdSSR umfassend zu begreifen und darzustellen. Und dazu gehörten eben auch die evangelisch-lutherischen Gemeinden – wie auch andere Glaubensgemeinschaften, die in dem großen Reich präsent waren.

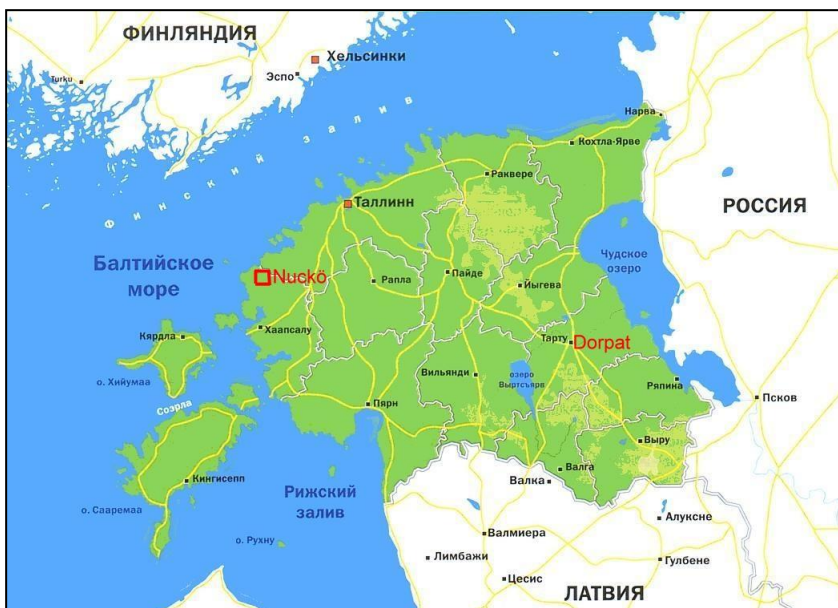
Der General-Superintendent von Moskau in den Jahren 1864 bis 1875, Wilhelm Carlblom, war sicher nicht eine Persönlichkeit, die durch sensationelle Taten die Aufmerksamkeit der Historiker auf sich gelenkt hätte. Sein Lebensweg und seine Lebensweise war eher typisch für viele evangelischen Theologen im 19. Jahrhundert in Rußland. Die evangelisch-lutherischen Gemeinden in Rußland lebten ja nach einer für alle Mitglieder streng verbindlichen Verfassung; die organisatorische Struktur, ihre Lebensgewohnheiten und Sitten waren seit Generationen, seitdem die deutschen Einwanderer aus deutschen Ländern nach Rußland gekommen waren, formuliert. Die oberste Leitung der kirchlichen Angelegenheiten hatte ein General-Konsistorium in der Hand, das

seinen Sitz in St. Petersburg hatte und aus weltlichen und geistlichen Personen bestand. Der weltliche Präsident und der geistliche Vice-Präsident wurden von Seiner Majestät dem Kaiser ernannt. In Rußland gab es zu dieser Zeit acht Konsistorialbezirke (Verwaltungsbezirke), die ebenfalls von einem weltlichen Präsidenten und von einem geistlichen Vice-Präsidenten geleitet wurden. Letzterer war in der Regel der General-Superintendent. Die acht Konsistorialbezirke unterschieden sich untereinander in der Größe und Wichtigkeit bedeutend, die Ursachen liegen in der Geschichte des Landes. Es waren die Bezirke: Kurland, Estland, Livland, Riga (Stadt), Oesel, Reval (Stadt) und die beiden großen Bezirke St. Petersburg und Moskau.

Zu dem Moskauer Konsistorialbezirk gehörten rund 41 Millionen Menschen, etwa 312 000 Quadratmeilen umfassten 52 Kirchspiele im Gouvernement – bis in Sibirien und Teile des Transkaukasiens¹ – sowohl auch die Deutschen Kolonien an der Wolga und das Sektenwesen in den Wolga-Kolonien. Diese genaue Aufzählung können wir in dem materialreichen Buch über die Geschichte und Statistik der evangelischen Gemeinden Rußlands von Eduard Busch, erschienen 1862 in St. Petersburg und Leipzig, nachlesen. Der General-Superintendent hatte also von Moskau aus diesen gewaltigen Bezirk zu bereisen, die größeren Gemeinden zu besuchen, Streitfälle zu schlichten, wichtige Amtshandlungen vorzunehmen und die kirchliche Ordnung zu kontrollieren.

Es gehörte schon ein gewichtiges Maß an Disziplin, Einsatzbereitschaft und ein starker Wille zu einem vorbehaltlosen Dienst an der Gemeinde dazu, um eine solche Aufgabe auf sich zu nehmen, besonders, wenn man die konkreten Lebensbedingungen zu jener Zeit nicht vergißt – die Weite des russischen Landes und die Möglichkeiten des Verkehrs zwischen den Orten, im Sommer wie im Winter. Wilhelm Carlbom hatte zehn Jahre dieses Amt inne.

Wie die Familienlegende berichtet, stammten die Carlboms aus Schweden. Einst soll ein junger Bauernsohn mit dem Namen „Carl“ aus dem schwedischen Dorf „Blom“ in die Stadt



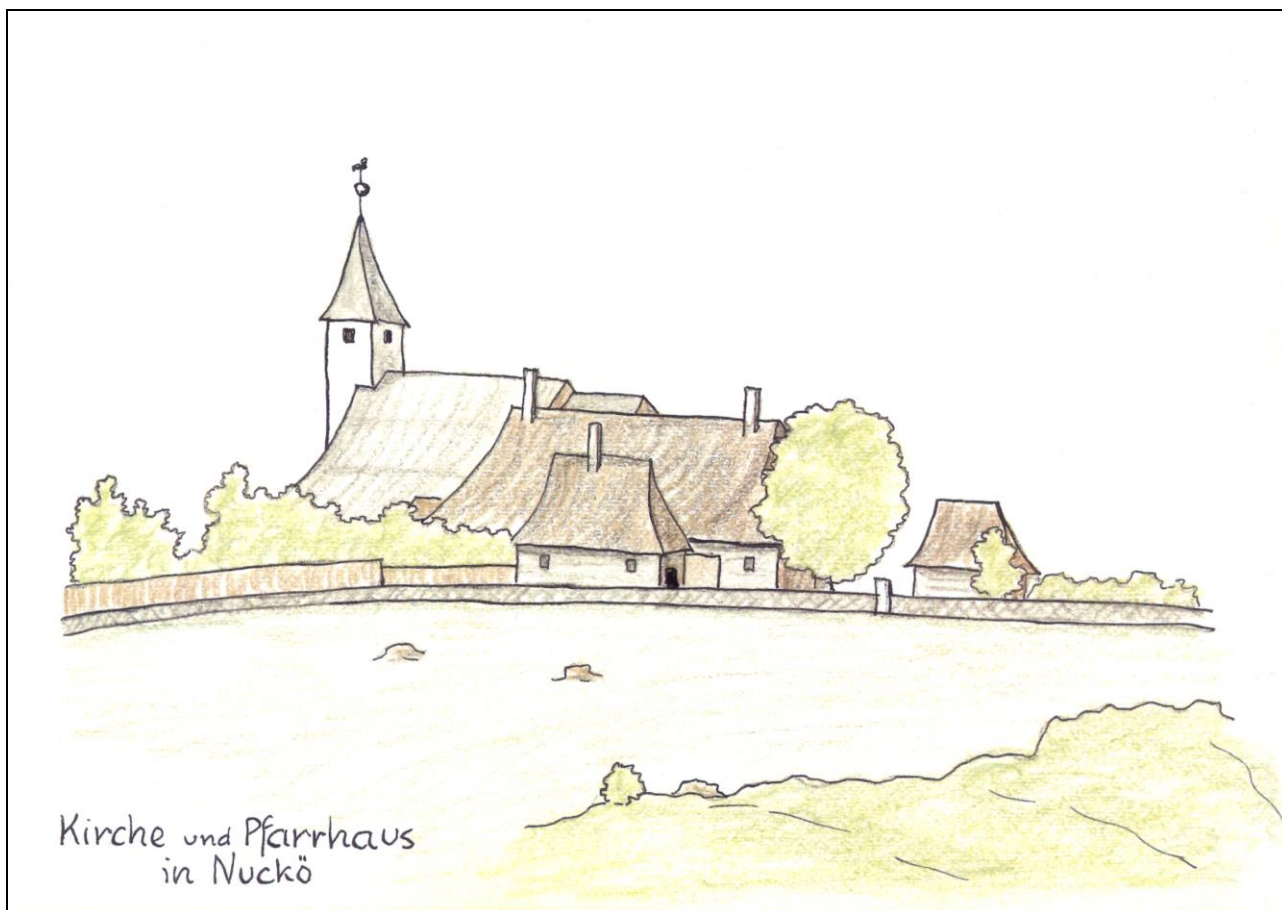
Uppsala gewandert sein, um an der Universität dort Theologie zu studieren. Nach der Überlieferung hat ihm sein Vater, der Bauer, eine Kuh mit auf den Weg gegeben haben, um sich – und das war durchaus nichts besonderes zu jener Zeit – durch den Verkauf der Kuh das Studium zu finanzieren. Wann dies sich zugetragen hat, läßt sich heute nicht mehr genau feststellen, nachweisbar hingegen ist, daß die nachfolgenden Generationen der Carlboms an den Universitäten Riga und Dorpat

Theologie und Philologie studierten und etliche Pastoren dieses Namens im Baltikum und in Rußland tätig waren. Der erste aktenkundige Vorfahre der Carlboms war ein Jonas (1725-1785), geboren in Schweden, der 1746-1749 an der Universität Åbo studiert und später nach Helsingfors (das damals zu Schweden gehörte) und 1752 nach Estland gewandert ist. Er blieb im Kirchspiel Nuckö (heute Noarootsi an der Meerküste zwischen Haapsalu und Tallinn), im Verzeichnis der Prediger dieser Gemeinde wird er für die Jahre 1755 bis 1774 genannt. Hier gründete er eine Familie, sein Sohn und weitere Nachfahren setzten die Tradition fort, das Kirchspiel blieb mehr als 100 Jahre von den Carlboms besetzt, bis 1861.

Nach einem kleinen Aquarell, das sich in den Familienpapieren erhalten hat und vor mehr als 150 Jahren angefertigt worden ist, war das Pastorat von Nuckö ein schlichter einstöckiger Bau, der

¹ Eduard Heinrich Busch, Ergänzungen der Materialien zur Geschichte und Statistik des Kirchen- und Schulwesens der Ev.-Luth. Gemeinden in Russland, II. Bd. St. Petersburg/Leipzig 1867, S. 266ff.

sich wohl kaum in seiner äußerlichen Gestalt von den benachbarten Anwesen unterschied; hinter dem Hause ragt das etwas höhere Dach der Kirche mit dem Kirchturm auf, ein primitiver Bau für unsere heutigen Begriffe. Wie einsam und weltabgeschlossen muß das Leben dort gewesen sein, besonders im Winter, in den endlosen kalten Monaten, in denen die Wege fast unpassierbar waren und ein Kontakt und Verkehr mit den benachbarten Amtsbrüdern und Bekannten schier unmöglich war. Und doch – so primitiv wir uns das Leben in diesem ländlichen, einsamen Pastorat auch vorstellen mögen – es muß eine hohe geistige Kultur in diesen Kreisen geherrscht haben. In der Einsamkeit des Landlebens wurde viel gelesen und viel musiziert. So formten sich geistige Eigenschaften und anspruchsvolle Charaktere mit hohen moralischen Wertkategorien, die sie in erster Linie an sich selbst richteten, und mit einem Streben nach einem sinnvollen, erfüllten Leben.



Der Petersburger Gymnasiallehrer Eduard Busch spricht in seinem Buch die Vermutung aus, daß die Kirche in Nuckö, die St.-Katharinen Kirche, wohl schon im Jahre 1220, von den Schweden erbaut worden sei, als der schwedische König Johann I. hier den christlichen Glauben verbreitete, vielleicht aber auch erst später, unter dem Hochmeister des Deutschen Ordens, Winrich von Kniprode, gegen Ende des 14. Jahrhunderts. Bis in das 19. Jahrhundert hinein bestand die Gemeinde von Nuckö aus Gläubigen verschiedener Nationalität – E. Busch nennt für das Jahr 1862 in diesem Kirchspiel 22 Deutsche, 867 Esten und 2407 Schweden. Folglich hatte der dortige Pastor in drei Sprachen ständig den Gottesdienst zu führen. Hingegen gab es im Kirchspiel keine Schule, den Unterricht erhielten die meisten Kinder im Hause der Eltern. In der Regel konnten die Kinder der Landbevölkerung in diesem Gebiet nur etwas lesen, wichtige Abschnitte des Katechismus lernten sie auswendig. „Schreiben und Rechnen blieben unerforschte Geheimnisse“, lesen wir bei E. Busch. Die Besoldung des Pfarrers basierte vor allem auf dem Erlös aus dem Pfarrland, dazu kamen Naturalien von den zur Gemeinde gehörenden adeligen Gütern im Wert von 600 Rubel im Jahr, außerdem erhielt er 4 Rubel 70 Kopeken bares Geld und freie Wohnung und Holz für die Heizung und Küche. Dies entsprach etwa den Besoldungen der in anderen estnischen Dörfern zu jener Zeit – ein fürwahr kärgliches Leben.

In diesem Pastorat zu Nuckö hat Wilhelm Carlblom viele Jahre seiner Kindheit verbracht. 1820 wurde er in der Nähe von Reval geboren; seine Eltern lebten, bestimmt durch die zunehmende Krankheit des Vaters, des Pastors Peter Carlblom, bei Reval, dann in der Nähe von Helsingfors, darauf wechselnd in Reval und Nuckö, zuletzt in Kronstadt, wo der Vater auch starb. Die bescheidenen materiellen Verhältnisse in dem Pfarrhaus ermöglichten keinen Schulbesuch, auch gab es keine Schule in Nuckö selbst, der Knabe wurde vom Vater unterrichtet, Mutter und Schwester trugen durch Musikstunden zum Unterhalt der Familie bei. Die späteren Schuljahre absolvierte Wilhelm an der St. Petri-Schule in St. Petersburg, wo ihm ein Vetter eine Freistelle besorgt hatte.

Für die evangelisch-lutherischen Gemeinden in Rußland war die Wiedereröffnung der Universität in Dorpat von unschätzbarem Wert. Nun wurde es auch den weniger bemittelten deutschen Familien in Rußland möglich, ihre Söhne zum Studium an eine Universität zu schicken, ein Auslandsstudium, besonders an einer Universität in Deutschland war doch mit hohen Kosten verbunden. In Rußland selbst gab es im 19. Jahrhundert keine weitere Universität mit deutscher Unterrichtssprache. Seit Beginn des Lehrbetriebes in Dorpat 1802 hatte die Universität

steigende Studentenzahlen an der Theologischen Fakultät zu verzeichnen: Von den 46 im Eröffnungsjahr 1802 immatrikulierten Studenten belegten 11 das Fach Theologie, 1838, als Wilhelm Carlblom das Studium aufnahm, waren es 62 Studenten. Seit 1824 lehrte hier Professor Andreas Caspar Friedrich Busch das Fach Kirchengeschichte und Theologische Literatur, den Lehrstuhl hatte er bis 1849 inne. Er ging ein in die Geschichte der Dorpater Hochschule als ein Verkünder des Pietismus, als Verfasser von zahlreichen Erbauungsschriften und Begründer einer Theologischen Zeitschrift. Die Theologische Fakultät der Universität Dorpat versorgte im 19. Jh. durch ihre Absolventen die evangelischen Gemeinden mit gut ausgebildeten Pastoren. Deutlich merkbar verbreitete sich die Bildung dadurch auch in den anderen Schichten der Bevölkerung, in den Schulen nahm die Zahl von gut vorbereiteten Lehrkräften zu.



Luise Carlblom in Dorpat



Wilhelm Gustav Johannes Carlblom

Wilhelm Carlblom hatte nicht lange zwischen den Fächern Philologie, Jurisprudenz und Theologie geschwankt, entsprechend der Familientradition entschied er sich für das letztere Fach. Zielstrebige Arbeit und in sich gekehrte Konzentration auf das Studium wurden 1842 mit einer Goldenen Medaille belohnt. Ein Jahr später ist er Kandidat der Theologie. Unter seinen Lehrern an der Universität rühmte er besonders die Professoren Philippi und Andreas C.Fr. Busch, ein Bruder des schon zitierten Eduard Busch.

Zu jener Zeit war es durchaus üblich, dass es über die gemeinsamen Interessen von Studenten und Professoren zu engeren familiären Kontakten kam. W. Carlblom fühlte sich seit Beginn der Studien zu der Familie Busch hingezogen. Wenige Jahre nach Abschluß des Studiums heiratete er die Tochter des Professors Busch, Luise.

Doch das war erst später. Zunächst mußte er Geld verdienen, und ging, da keine Pfarrstelle frei war, als Hauslehrer auf verschiedene Güter in der Nähe von Dorpat. Pflichtgemäß hatte er sich gleich nach dem Studium dem General-Konsistorium zur Verfügung gestellt, da er, angesichts seiner herausragenden Leistungen und auch wegen der bescheidenen Verhältnisse seiner Eltern, ein Kronstipendium erhalten hatte. In der Regel mußten Kronstipendiaten zwei Jahre in der Provinz oder drei Jahre in Sibirien die ihnen zugewiesene Stellung annehmen. Als zu Beginn des Jahres 1847 in einer deutschen Kolonie eine Pfarrstelle frei wird, erhält Wilhelm Carlblom am 12. Januar in der St. Michaelis-Kirche zu St. Petersburg die Ordination für die Gemeinde in Arcis, Kreis Akkerman in Bessarabien, am 30. März wird er in seinem neuen Amtskreis ordiniert. Das General-Konsistorium in St. Petersburg übertrug ihm dieses Amt, das an ihn hohe Anforderungen stellte und ihn in eine völlig ungewohnte Situation versetzte, hatte er doch bisher nur die intellektuell anspruchsvollen Kreise in Dorpat und St. Petersburg gekannt. Diese Umstellung wird für ihn nicht leicht gewesen sein. „Mit ganzer Seele gab sich Carlblom der amtlichen Tätigkeit hin“, schrieb ein Chronist jener Zeit. Er bemühte sich, „mit der Predigt von der Kanzel die Kirchgänger zu erreichen, er suchte seine Gemeindeglieder in ihren Häusern auf, wo er sich über Hausandacht, Bibellesen, Verhältnis zwischen Ehegatten, Kindererziehung, Unglaube, Aberglaube und anderes mehr unterhielt. Wenn er nicht erwartete Erfahrungen machen mußte, daß seine besten Absichten auf Mißverständnisse und Hindernisse stießen, so verstand er dafür die richtige Erklärung in dem Bildungsgrad seiner ihm anvertrauten Pfarrkinder und in ihrer ehrlichen Ängstlichkeit vor Neuerungen zu finden.“

Das Kirchspiel Arcis in Bessarabien wurde 1820 von deutschen Einwanderern gegründet. Es bestand aus fünf Kolonien, deren Einwohnerzahl zwischen 450 und 1250 Personen bestand. Hier lebten vor allem Handwerker aus Norddeutschland, aus Württemberg und Bayern. Sie waren nach der Einladung durch Alexander I. um 1814/1815 nach Rußland gekommen. In den einzelnen Kolonien gab es jeweils eine Kirche und auch eine Schule, sie wurden von bis zu 250 Knaben und Mädchen besucht. Um die Mitte des 19. Jh., als Wilhelm Carlblom nach Arcis kam, waren etwa 4822 Gemeindeglieder zu betreuen. Die Kolonisten hatten sich zu dieser Zeit nach ihrer Übersiedlung bereits etabliert, die anfänglichen nicht geringen Schwierigkeiten waren überwunden, wenn auch die Kirchenchronik Naturkatastrophen verzeichnete, die einen jeden Bewohner hart traf: Heuschreckenplage (1847), Cholera (1848, 1853, 1855), Viehseuche (1849, 1851, 1854). Es ist nur zu verständlich, daß viele Menschen angesichts dieser Schicksalsschläge Trost und Hilfe beim Pastor suchten. So war der Seelsorger direkt in das Landleben einbezogen, häufig auch betroffen von den Unbilden der Natur wie seine Gemeindeglieder. Zu seiner Pfarrstelle gehörten 120 Desjatinen Land, er bekam jährlich 342 Rubel 85 Kopeken in bar, dazu freie Wohnung und Holz. Ein beständiges Einkommen also, wesentlich mehr als seine Vorfahren in Nuckö in Estland. Carlblom lag es sehr daran, mit seinen Pfarrkindern in einem herzlichen persönlichen Kontakt zu stehen, dabei unterstützte ihn seit 1849 seine Frau Luise.

Im Jahr 1852 folgte Carlblom dem Ruf nach Koddaffer, in die Nähe von Dorpat. Sicher tat er dies gern, obwohl ihm seine erste Gemeinde sehr am Herzen gelegen hatte, doch zu lange hatte er den geistigen Austausch mit Freunden und Amtsbrüdern vermissen müssen. Nun hatte man ihm die vakante Pfarrstelle in der ihm bereits bekannten Gemeinde wieder in Estland angeboten.

Vieles verband ihn mit den heimatlichen Ostseeprovinzen, jetzt suchte er mehr als zuvor den Kontakt mit alten Bekannten wie mit befreundeten Männern der Wissenschaft an der nahe gelegenen Universität, galten doch seine Interessen auch wissenschaftlichen Abhandlungen. Er schrieb über praktische Fragen, die ihm im täglichen Leben in seiner Gemeinde begegneten, und zu denen er eigene Antworten finden mußte. Auf den Synoden, den regelmäßig stattfindenden Kirchenversammlungen, trug er seine Überlegungen vor, zum Beispiel „Über den Begriff der Kirche, insonderheit die Behandlung desselben im Volksunterricht“ (1854), oder über Probleme der Ehescheidung (1858). Durch Publikationen und Besprechungen von Veröffentlichungen beteiligte er sich an den unter den Theologen seiner Zeit geführten Diskussionen, von seiner Seite immer mit einem konkreten Bezug zur Wirklichkeit.

Im Jahre 1860 wurde Wilhelm Carlblom zum Ober-Konsistorialrat ernannt, ein Amt, das alle drei Jahre neu besetzt wurde. Zwei Jahre darauf wurde die Stelle des General-Superintendenten in Moskau frei, er wurde als Kandidat empfohlen, im folgenden Jahr, 1864, trat er dieses Amt an.

Es wird dem 42-jährigen nicht leicht gefallen sein, die Zustimmung zu der Berufung zu geben. Seiner geistigen Haltung und Erziehung nach fühlte er sich den Dorpater und Petersburger deutschen Kreisen verbunden. Schon bei dem ersten kurzen Besuch in Moskau, auf der Durchreise nach Bessarabien, hatte er seiner Schwester Pauline geschrieben: Moskau sei „eine malerische Stadt, aber leben möchte ich hier nicht!“ Vor ihm stand nun die Entscheidung, hier in Moskau zu wohnen und zu wirken und zugleich den gewaltigen Moskauer Konsistorialbezirk zu betreuen, der, wie eingangs gezeigt, weit nach Süden, bis in den Kaukasus, ja noch weiter nach Osten, bis in das ferne Sibirien reichte. Bisher war ihm doch sein Bezirk noch recht fremd. Daher bat er in einem Brief an seine Vorgesetzten: „Wenn ich sehe, daß es in Moskau nicht geht, so erhalte ich die Erlaubnis, wieder Pastor zu werden.“

„Am 16. Februar 1864 fand in der St. Petri-Pauli Kirche in Moskau die feierliche Einführung des neuen Oberhirten statt. Erwartungen, die im Hinblick auf ihn damals gehegt wurden, sind in Erfüllung gegangen. Trefflich gerüstet durch vieljährige und vielseitige, in zwei Konsistorialbezirken (in dem Livländischen und in dem St. Petersburger) und in der geistlichen Oberbehörde (als Ober-Konsistorialrat) gesammelten Erfahrungen betrat Carlblom in einem dritten ausgedehnten Konsistorialbezirk, dem ausgedehntesten unserer lutherischen Kirche Rußlands, ein neues Arbeitsfeld, das nicht immer bei heiterem Himmel und mildem Wetter, sondern wohl die meiste Zeit unter des Tages Last und Hitze zu bestellen war.“ So wird über ihn berichtet....

Eduard Busch ließ uns durch sein Buch wissen, daß um die Mitte des 19. Jh. die evangelisch-lutherische Gemeinde Moskaus in den beiden Kirchspielen St. Michaelis und St. Petri-Pauli vereint waren. Fast 8 000 Mitglieder zählten beide Kirchspiele, es gab in der Stadt 5 evangelische Schulen mit 373 Schülern (1860), die von 56 Lehrern und 8 Lehrerinnen unterrichtet wurden. Das bare Vermögen belief sich auf 116 960,55 Rubel. E. Busch verzeichnet in seiner Statistik neben der herrschenden russisch-orthodoxen Kirche und der erwähnten evangelischen noch andere Glaubensgemeinschaften, die nebeneinander bestanden: zur Römisch-Katholischen Kirche gehörten demnach 13385 Gläubige, die Armenisch-Gregorianische zählte 300, die Reformierte 600 Gläubige; außerdem gab es 600 Juden-Talmudisten und 300 Moslems.

Die St. Petri-Pauli Kirche in Moskau besteht noch heute, an dem späten Herbsttage 1990, als ich durch die Nemeckaja Sloboda in Moskau ging, schien es mir, als sei sie eine „arbeitende“ Kirche. Sie sieht gepflegt aus. Die St. Michaelis Kirche hingegen konnte ich nicht finden, nach dem Stadtplan könnte sie dort gewesen sein, wo heute das Shukowski-Museum angegeben ist.

Wilhelm Carlblom fühlte sich als General-Superintendent der Gemeinde der St. Michaelis Kirche verbunden, die in den früheren Dokumenten auch die „Alte Kirche“ oder die „Ältere Lutherische Kirche“ in der Deutschen Sloboda genannt wurde. Über die wechselvolle Geschichte dieser Kirche kann man auch bei E. Busch nachlesen. – Der Amtsbezirk von Carlblom reichte weit nach Süden, bis in den Kaukasus. Auf den amtlichen, regelmäßigen Inspektionsreisen durch die zum Konsistorialbezirk gehörenden Gemeinden begleitete ihn gewöhnlich seine Frau, so auch nach Tiflis. Im Jahre 1866 wurde in der unweit von Baku gelegenen Stadt Schemacha, die kurz zuvor, am 2. Dezember 1859, von einem Erdbeben heimgesucht worden war, eine Gemeinde lutherischer Armenier gegründet, „ein bedeutsames Ereignis in der evangelisch-lutherischen Kirche Rußlands“, wie es in der Überlieferung heißt. Wilhelm Carlblom erreichte mit seiner Frau am 22. August 1866 die Stadt Schemacha, um im Auftrag des General-Konsistoriums von Moskau „die Art und Weise, wie jene Armenier in den Schoß der Lutherischen Kirche aufzunehmen seien, in entsprechende Ausführung zu bringen.“ Ende des Monats reiste er zurück, machte in Tiflis Station und wurde dort „von Seiner Kaiserlichen Hoheit, dem Großfürsten Statthalter Michail Nikolajewitsch in Audienz empfangen“, der ihm seinen Dank für die vollzogene Handlung aussprach. Sicher, so vermutete Carlblom, habe der Gouverneur von Baku über die Ereignisse in Schemacha „in günstiger Weise“ berichtet.

Leider gibt es bisher keine weiteren Berichte oder Erinnerungen über andere Inspektionsreisen, die uns Einblicke geben könnten in die konkrete Situation deutscher Siedlungen, die Carlblom besuchte. Dennoch, unter seinen Kollegen und Amtsbrüdern muß er hohe Achtung genossen haben, die in den Worten zum Ausdruck kommen, die man ihm zu seinem 25. Amtsjubiläum sagte. Wie es hieß, habe er „viele Beweise der Anerkennung, der Hochachtung, der Liebe von der Obrigkeit, den Gemeinden, verschiedenen Vereinen, den Pastoren und Freunden“ erhalten. „Die Theologische Fakultät der Universität Dorpat ließ ihm das Diplom eines Doktors der Theologie überreichen.“ Kurze Zeit darauf begann ein Leiden, das drei Jahre später im Jahre 1875 zu seinem Tod führte. Es war ihm also nicht vergönnt, die Zuneigung seiner Freunde und die Anerkennung von öffentlicher Seite lange zu genießen; Ausdruck der letzteren waren Auszeichnungen wie „Kreuz und Medaille zur Erinnerung an die Kriegsjahre 1853-1856“; „Goldenes Prediger-Brustkreuz“ (1863); „St. Annen-Orden“ 3. Klasse (1866); „St. Annen-Orden“ 2. Klasse mit Kaiserkrone (1869); „St. Wladimir-Orden“ 3. Klasse (1872); „St. Stanislaus-Orden“ 1. Klasse (1875).

Unter großem Anteil der Gemeinden wurde Wilhelm Carlblom am 26. September 1875 auf dem St. Michaelis-Friedhof beigesetzt – ich konnte ihn also auf dem Deutschen Friedhof gar nicht finden, wie ich zu Hause in den Unterlagen feststellte. Die Trauerfeier fand in der Kirche dieser Gemeinde statt, zu der er ja auch gehört hatte. „Eine zahlreiche Versammlung füllte die schwarz bekleideten, von Kerzen erhellten Räume des ehrwürdigen Gotteshauses. Unter den vielen, die erschienen waren, dem Verewigten die letzte Ehre zu erweisen, befand sich auch Seine Erlaucht, der Moskauer General-Gouverneur, Fürst Dolgorukow“, berichtet die Überlieferung. Erschienen waren die Zöglinge der evangelischen Armen- und Waisenschule, mit ihren Lehrern, die Vertreter der evangelischen Vereine und Korporationen Moskaus, des Hilfsvereins, des Armenschulrates, des Sektionskomitees der Bibelgesellschaft, des Bezirks-Komitees der Unterstützungskasse für die evangelisch-lutherischen Gemeinden in Moskau. In den letzten Worten am Grabe priesen Freunde und Amtsbrüder die Klarheit seines Charakters, sein schlichtes Wesen und seine Treue zu den ihm anvertrauten Menschen. „Er war frei von Menschenfurcht und Menschengefälligkeit, von all dem, was sich bei hoher Stellung gerade so leicht eine Stätte sucht im schwachen Menschenherzen.“ Das waren die Worte vom Pastor P. Everth.

Ich lege die Papiere zur Seite. Ja, sie fühlten sich heimisch, diese vor Generationen zugewanderten Lutheraner aus Deutschland und aus anderen europäischen Ländern, sie hatten hier eine neue Heimat gefunden und ihren Platz in der Gesellschaft, den sie nach Kräften – und manchmal über die Kräfte – ehrenvoll einnehmen wollten. Sie stellten hohe moralische Anforderungen an sich und an ihre Menschen, mühten sich, in ihrem Wirkungskreis über die Familie auch für andere tätig zu sein und ihre, oft aus dem Glauben geschöpften ethischen Wertvorstellungen anderen weiterzugeben. Diese Momente stimmen uns nachdenklich, wenn wir aus der Betrachtung dieser lang zurück liegenden Schicksale in die Gegenwart zurückkehren. Es gibt doch noch viel Bewahrenswertes in unserer gemeinsamen Geschichte.